

# Der Letterman

Acht Millionen Computer haben die Deutschen im vergangenen Jahr gekauft – und ab Dienstag feiern wieder tausende Hersteller auf der Cebit-Messe in Hannover den digitalen Fortschritt. Ein Mann in Berlin hält dagegen



Dieses Bild wurde im Februar 2008 gemacht. Dietrich Tietz ist Schreibmaschinenmechaniker, einer der letzten. Noch steht er jeden Tag in seinem Laden in Berlin-Friedenau.

Foto: Mike Wolff

VON JULIANE WEDEMEYER

Er mag Wörter. Er spricht nur nicht so gern. Und eigentlich hört er auch nicht so gern zu. Aber er mag Buchstaben, die sich gleichmäßig aneinanderreihen, schwarz auf weißem Papier. Dafür ist er zuständig, das ist seine Aufgabe, seit 60 Jahren. Dietrich Tietz ist Schreibmaschinenmechaniker, einer der letzten. Noch steht er jeden Tag in seinem Laden in Berlin-Friedenau.

In seinem Schaufenster stehen 14 Maschinen, dazwischen Blumentöpfe mit dunkelgrünem Mini-Efeu. Ein vergilbtes Werbeplakat verspricht trotzig: „Die Zukunft jetzt“, aber die Zukunft der Schreibmaschinen ist längst vorbei. Man sieht es Tietz' Geräten auch ein wenig an. Über manche hat der Staub einen Grauschleier gelegt. An den meisten lehnen Schilder: „Gelegenheit 49 Euro“. Tietz handelt nur noch mit gebrauchter Ware.

Er ist ein Übriggebliebener, aber nicht irgendeiner. Bei ihm haben die Schriftsteller Günter Grass, Erich Kästner, Uwe Johnson und Wolf Dietrich Schnurre ihre Maschinen und Farbbänder gekauft. Er hat ihre Geräte repariert. Und so wird auch von Dietrich Tietz etwas übrig bleiben.

Die Gegenwart gehört den Computern. Auf der Cebit, der jährlich in Hannover stattfindenden, weltgrößten Computermesse, stellen ab Dienstag mehr als 5500 Unternehmen ihre Produkte aus. Acht Millionen Rechner haben allein die Deutschen im vergangenen Jahr gekauft, sagen Marktforscher. Um den Schreibmaschinenhandel kümmern sie sich nicht mehr.

Es gibt nur noch drei Firmen, die nicht viel mehr als 44 000 Maschinen jedes Jahr auf den deutschen Markt bringen: Brother, Twen und Olympia.

„Wir sterben aus“, sagt Tietz. Tietz, 73 Jahre alt, die Haare immer sorgfältig nach hinten gekämmt, steht in seinem Laden wie ein großer, grauer Stein – stumm und unbeweglich. Als hätte ihn jemand zwischen die Schreibmaschinenregale gestellt, und nun gelingt es niemandem mehr, ihn wieder wegzuschieben.

Dietrich Tietz verändert seine Position auch nicht, als die Türglocke Kunden ankündigt – ein Ehepaar in seinem Alter. Sie stolpern fast über die Schreibmaschinenkoffer, die sich auf dem dunklen Linoleumboden stapeln. Es ist eng. Eine braune Pappwand trennt das Geschäft von der Werkstatt. Tietz hat die Wand mitten in den beige gestrichenen Raum gestellt, so dass der Laden kaum breiter ist als ein Wohnungsflur. 32 Geräte stehen in den beiden mannshohen Holzregalen links und rechts. Die vollkommen schwarze „War Finished“ – „Krieg beendet“ – fällt auf. Das Modell von 1918 erinnert an ein gefährliches Rieseninsekt. Aus seinem Ei-

senkörper ragt ein Gewirr aus heuschreckenbeindünen Hebeln.

Das Paar hat eine Schreibmaschine mitgebracht, eine elektrische Olympia mit Korrekturtaste. Die Maschine schreibt nicht mehr. Die Frau ist versucht, Tietz mehr zu erzählen. Aber der streckt wortlos seine Arme nach dem Apparat aus, stellt ihn auf einen kleinen Holztisch. Und das Ehepaar versteht. Es wird schweigend auf das Urteil des Meisters warten.

Seinem Gesicht ist noch nichts abzulesen. Die beiden steilen Falten neben seinen Mundwinkeln hängen unbeteiligt herunter. Aber plötzlich zieht er die Brauen zusammen. Sie haben ein Problem, liebe Kunden, soll das wohl heißen. Er beugt sich über das Gerät. Ganz langsam, als würde er darauf bestehen, dass in seinem Laden die Zeit anders zu vergehen hat als draußen.

Dass die Schreibmaschine eine Zukunft hatte, ist jetzt 200 Jahre her. 1808 soll der Italiener Pellegrino Turri di Castelnovo die allererste gebaut haben – als Einzel exemplar für eine blinde Gräfin. Tatsächlich beginnt die Geschichte der Schreibmaschine als Hilfsmittel für Behinderte. Die ertastbaren Buchstaben sollten die Augen beim Schreiben überflüssig machen.

Ein halbes Jahrhundert später hatte sich Friedrich Nietzsche auch eine gekauft – angeblich wegen seiner starken Kurzsichtigkeit. Das Ding aus Messing sieht aus wie ein Igel auf zu langen Beinen, der Buchstaben auf seine Stacheln gespießt hat. Allerdings ging die sogenannte Schreibkugel ständig kaputt: „Diese Maschine ist delicat wie ein kleiner Hund und macht viel Noth – und einige Unterhaltung“, tippte Nietzsche nach dem ersten Monat. Die Kugel steht jetzt bei der Klassik-Stiftung in Weimar. Ähnlichkeit mit den heutigen Schreibmaschinen hatte dann erst 1874 ein „Typewriter“ aus der US-amerikanischen Waffenfabrik Remington.

Firmen für Schreibmaschinen existierten damals noch nicht. Sie wurden in Rüstungsunternehmen, Nähmaschinen- und Fahrradwerken hergestellt – wie die deutschen Geräte von Adler und Triumph, die beiden Firmen fusionierten später unter dem Namen Triumph-Adler. In den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte das Unternehmen zehn Werke mit 8000 Mitarbeitern, vier der Produktionsstätten hatten ihren Sitz in Deutschland. Triumph-Adler verkaufte mehr als eine halbe Million Schreibmaschinen pro Jahr.

Tietz' Kunden sind alt geworden. Mit der Maschine schreiben nur noch die Generation 70 plus und die Mafia: Vor einem Jahr berichteten die italienischen Zeitungen groß über den berühmten Mafiaboss Bernardo Provenzano, der 43 Jahre mit seiner Schreibmaschine untergetaucht war. Denn Telefon, Handy oder E-Mail hätten unnötig viele Spuren hinterlassen.

Der Mafioso tippte seine Mordaufträge stattdessen auf einer Olivetti, Typ Lettera 32. Das „O“ im Wort „Morte“ soll jedes Mal ein Loch ins Papier geschlagen

haben. Auch Provenzano ist mit 75 nicht mehr der Jüngste.

Tietz will in seinem Laden ausharren, bis gar keine Kunden mehr kommen. Jeden Tag vier Stunden – von neun bis elf und von 16 bis 18 Uhr. „Noch läuft es geradeso“, sagt er. An richtig guten Tagen verkauft Tietz eine oder zweier Maschinen. Oft nicht einmal ein Farbband. Aber Geld braucht er nicht mehr. Seine Rente reicht – für die Wohnung um die Ecke, in der er allein lebt, den Laubengartengarten und den VW Käfer, Baujahr 1983.

Bevor Computer in den 90er Jahren klein und billig genug wurden, um sie in Büros und Wohnungen zu stellen, hatte Tietz' Geschäft durchgehend geöffnet. Damals verkaufte er neue Maschinen – manchmal fünf, sechs am Tag. Und hin und wieder stand eben ein Künstler in dem Laden, der nach seinem Gründer Otto „Breitkreutz“ heißt. Der hatte ihn 1938 mit seiner Frau Emmy eröffnet.

Nach dem Zweiten Weltkrieg hatten die beiden zeitweise 15 Mitarbeiter, die in

den Ruinen Berlins nach verschütteten Schreibmaschinen suchten. Repariert und geputzt standen sie dann bei Breitkreutz wieder im Laden. Als Dietrich Tietz bei den beiden anfang, war die Stadt schon wieder aufgebaut und die eisernen Geräte hatten Plastikgehäuse bekommen.

Friedenau war in den 50er und 60er Jahren ein Viertel der Künstler, der schreibenden vor allem. Das war gut fürs Geschäft. Den kürzesten Weg hatte Elfriede Mechnig, Erich Kästners Sekretärin, die die handgeschriebenen Werke ihres Chefs abtippte. Sie musste von ihrer Wohnung in der Niedstraße 5 nur die vierspürige Rheinstraße überqueren. Auch Grass wohnte keine sieben Gehminuten entfernt. Direkt neben Uwe Johnson, dessen Buch „Mutmassungen über Jakob“ zeitgleich mit Grass' „Die Blechtrommel“ in die Buchläden kam.

Es ist ja nicht so, dass Günter Grass seine „Blechtrommel“ ohne Dietrich Tietz nicht geschrieben hätte. Tietz leidet nicht an Größenwahn. Er ist nur überzeugt davon, dass der Schriftsteller es auf einer Maschine aus seinem Laden getan hat – einer blauen Olivetti, Typ 22, einer italienischen Reise-schreibmaschine. Nein, gesprochen habe er nicht mit dem Schriftstellern, das gehöre nicht zu seinen Aufgaben. „Für die Kunden bin ich der Maschinenmann.“ Die Rolle gefällt ihm.

In seinem Laden hat Tietz inzwischen das cremefarbene Plastikgehäuse der Olympia des Ehepaars ausgehakt, es liegt jetzt neben ihr auf dem Tisch. Er kann nun alles sehen: die Papierträgerwalze, das schwarzrote Farbband davor, den Schrittmotor, das Typenrad – eingekreist von Buchstaben. Er klickt es aus, ein, wieder aus. Er dreht es vor seinen zusammengekniffenen Augen hin und her. „Da haben Sie doch selbst dran rumgebastelt!“ – es ist der erste Satz aus der Stille. Die Frau gesteht. Sie habe das Typenrad nur wechseln wollen. Ihr Mann unterbricht sie: „Lass doch, er ist der Fachmann!“

Als 14-Jähriger hat Tietz seine Lehre zum Schreibmaschinenmechaniker in der Berliner Olympia-Generalvertretung begonnen, 1948. Die Berufswahl sei purer Zufall gewesen, sagt Tietz. Sein Vater, ein Buchhalter, habe im selben Gebäude gearbeitet. So habe er von der freien Stelle erfahren. Und nun mag Tietz sich ein Leben ohne Schreibmaschinen nicht mehr vorstellen.

Tietz, der Übriggebliebene, hat die Gründe gesammelt, die gegen Computer sprechen: „Wer so einen bedienen will, muss einen dreiwöchigen Kurs besuchen.“ Außerdem hört man ja so viel über die ganzen Abstürze. Und erst die Computerkriminalität! Punktseige für die Schreibmaschine. Dass das etwas ändert, glaubt er nicht. Aber er muss lächeln. Ganz kurz zucken die beiden Falten an seinem Mund.

Seine breiten Zeigefinger klopfen jetzt auf die Tasten der Olympia. Er hat ein neues Typenrad in die Maschine gesteckt. Eigentlich müssten jetzt die Buchstaben auf dem Blatt auftauchen, nach rechts rennen, bis zum Ende der Zeile.

Aber nichts passiert. Tietz richtet seinen Oberkörper auf. „Da ist wohl der Motor kaputt“, sagt er und verschwindet in der Werkstatt. Das Paar schaut sich an und wartet weiter.

Der Zutritt zur Werkstatt ist verboten. „Zu rumpelig“, sagt Tietz später. Er schraubt die Maschinen dort auseinander, zerlegt sie. Er bürstet jede Metallletter einzeln. Später sollen sich die Typen bei jedem Anschlag sauber und akkurat ins Papier drücken. Das Farbband darf nicht schmieren. Aber die Tinte gibt den Buchstaben immer feine Schatten, sie scheinen Körper zu haben.

Das ist jedes Mal ein Erfolgsergebnis, sagt Tietz. Es ist der Grund, warum er noch arbeitet. „Anderer fühlen sich als kleines Rädchen im großen Getriebe, ich nicht.“ Er allein ist dafür verantwortlich, wenn eine alte Maschine wieder funktioniert. Er gibt ihr wieder einen Sinn. Und dem Leben des Maschinenmanns.

Manche Kunden machen es ihm aber auch schwer. „Einige bringen ihre Maschine erst nach 20 Jahren vorbei“, sagt Tietz. Dann ist das winzige Loch im kleinen „e“ oft so zugedreht, dass Bürsten nicht mehr hilft. „Das muss ich dann mit der Stopfnadel rauspolken.“ Schlimmer ist es, wenn die Kunden zu viel reden. „Manche erzählen einem ihren ganzen Lebenslauf, die finden gar kein Ende“, sagt Tietz. Lieblingskunden? Es fallen ihm keine ein.

An Grass erinnert er sich überhaupt nur wegen der „kleinen blauen Olivetti“. Eine wirklich schöne Maschine. Die von Tietz ist auch blau – „taubenblau mit viel Chrom“. „Gabriele 35“ heißt sie, ein Modell von Triumph-Adler aus den 70er Jahren. Er würde sie nie hergeben. Sie war damals die teuerste auf dem Markt. 485 Deutsche Mark hat er für sie gezahlt. Aber sie war auch die schönste.

Triumph-Adler hat seine letzten Schreibmaschinenfabriken in Tschechien und Indien vor drei Jahren verkauft. 42 Mitarbeiter produzieren dort für den neuen Besitzer noch rund 20 000 Maschinen für Deutschland.

Die tschechisch-indischen Modelle heißen nicht mehr, wie Schreibmaschinen deutscher Hersteller lange hießen, „Gabriele“ von Triumph-Adler, „Monika“ von Olympia, oder „Erika“, die Geräte der DDR-Firma Robotron. Sie heißen „Twen T 320“ oder „Twen T 180“.

Die Twen-Chefin gibt den Schreibmaschinen keine fünf Jahre mehr. Auch ihr Unternehmen werde die Produktion früher oder später einstellen, erklärt sie am Telefon. Die Einzelteile dafür würden immer knapper.

Tietz nutzt seine „Gabriele“ selten, höchstens für schöne Briefe an Behörden. Die Bücher, die auf seinen Maschinen entstanden sind, hat er nie aufgeschlagen. Dabei hat Grass seiner „mecha-

nischen Muse“ im letzten Buch ein ganzes Kapitel gewidmet.

Auch Kurt Tucholsky hat einmal über Schreibmaschinen gedichtet: „Hebel rauscht und Glöckchen klingt, und die Schreibmaschine singt.“ Der Amerikaner Paul Auster hat vor ein paar Jahren sogar ein ganzes Buch über seine mechanische Olympia geschrieben. „Heldin“ hat er sie genannt. Tietz würde nie auf so eine Idee kommen. „Maschine ist Maschine, Mensch ist Mensch.“

Er bevorzugt Sachbücher. Tietz mag Wörter, die sein Wissen vergrößern. Vor 20 Jahren hat er sich „Die Schreibmaschine“ gekauft, ein Lehrbuch von Otto Burghagen, einem der ersten Lehrer für Maschinenschreiben. Erschienen ist es

1898. Ein Jahr nachdem die preußische Regierung Maschinistenbriefe an Behörden zugelassen hatte. Burghagen empfahl die neuen Geräte auch Journalisten und Schriftsteller. Der Vorteil: Für einen Buchstaben genüge ein Tastendruck, mit

der Feder müsse man dagegen durchschnittlich fünf Striche ziehen.

Der erste Roman, der 1874 auf einer Maschine abgetippt wurde, stammt von Mark Twain. „Tom Sawyers Abenteuer“, Twain diktierte allerdings nur, seine Sekretärin schrieb. Twains Finger kamen seinen Gedanken nicht hinterher.

Offenbar war ihm die Maschine auch etwas peinlich. Twain verbot dem Hersteller sogar, mit seinem Namen dafür zu werben. Die neue Erfindung war bei Männern verpöht. Amerikaner konnten sich im 19. Jahrhundert darum zu ihrer Schreibmaschine auch gleich ein Tippmädchen mieten, inklusive Büro-Putzen und Spucknapf-Leeren.

Aber Autoren schicken heute nur noch Computerfassungen an ihre Verlage. Die Maschinenschreiber unter ihnen sind schnell an den Fingern abgezählt. Selbst Grass lässt seine Werke nach der letzten Maschineneinrichtung in den Computer tippen, bevor er sie an den Verlag schickt.

Der 80-Jährige hat mittlerweile drei Schreibmaschinen, denn kein Computer sei „verführerisch genug“, um auch nur eine seiner Olivettis verdrängen zu können. Aber Grass kauft jetzt woanders. Er wohnt schon lange nicht mehr in Berlin. Kästner und Johnson sind tot. Und Schnurre, der Tietz einmal einen Schnaps spendiert hat, nachdem der seine Olympia repariert hatte, ist auch längst weg. Er ist in den Norden gezogen, nach Kiel. „Da hatte er dann wohl so große Langeweile, dass er bald gestorben ist“, sagt Tietz.

Das Ehepaar hat seinen Laden bereits verlassen – mit einer neuen alten Schreibmaschine, eine Gelegenheit für 49 Euro. Die Reparatur hätte sich nicht mehr gelohnt. Gute Kunden an einem guten Tag. „Empfehlen sie mich weiter!“, hat Tietz ihnen nachgerufen.



Tietz' Kunden. Günter Grass, Erich Kästner und Uwe Johnson (von oben nach unten). Fotos: PA/dpa, PA/AGK (2)/Stefan Moses/Binder

VON CHRISTINE MÖLLHOFF, DHARAMSALA

Die Bilder verfolgen einen auf Schritt und Tritt. Sie hängen hier fast überall, an den Wänden der buddhistischen Klöster und Tempel, an Häusern und Schulen, an Geschäften und Mauern. Sie zeigen Tote, Menschen, die auf der anderen Seite des Himalaja, in Tibet, umgebracht worden sind. Die Fotos erzählen von Folter, von Leiden, von kaum glaublicher Bestialität. Mönche eines Klosters haben die Bilder hierhergeschickt, nach Dharamsala, Nord-Indien, Sitz der tibetischen Exilregierung und des Dalai Lama. Irgendwann in den letzten Tagen brach auch dieser Kontakt ab.

Wo keine Fotos hängen im früher so ruhigen Dharamsala, hängen Plakate. „Wacht auf, UN“, „Stoppt die Morde“. Morgens, mittags und abends ziehen im tibetischen Viertel McLeod Ganji Protestierende durch die engen Straßen. Rotgewandete Nonnen und Mönche mit kalten Schädeln, brennende Kerzen in den Händen, murmeln Gebete. Junge Männer und Frauen mit geballten Fäusten schreien wütend: „Befreit Tibet.“ Sie schreien, bis sie heiser sind.

Es ist vorbei mit der friedvollen Stimmung, die sonst in der Stadt herrscht. Der Himmel über Dharamsala ist blau, die Bergsonne strahlt, ein Ferienparadies, tiefe, waldige Täler zu seinen Füßen, die schneebedeckten Himalajagipfel am Horizont, doch all das ist nun nebensächlich. Fast jeder im Stadtteil McLeod Ganji hat noch Verwandte in Tibet. Und Angst um sie. Und die Wut auf China wächst.

„Die Jugend ist von Tag zu Tag frustrierter“, sagt Tenzin Norsang. Tenzin Norsang ist 26 Jahre alt und Sekretär beim Tibetischen Jugendkongress. Dessen Büros liegen 50 Meter vom Hauptplatz in McLeod Ganji entfernt. Vor dem weißgrünen Gebäude hängt eine riesige Tibet-Flagge. Am Berghang gegenüber pikieren Hühner gackernd nach Körnern.

Norsang hat sich den Kopf geschoren, aus Solidarität mit den Aufständischen in Tibet, sagt er. Die Wut, das Gefühl der Ohnmacht, zerfrisst auch ihn. „Manchmal habe ich Angst, dass ich die Fassung, die Kontrolle verliere.“ Er versucht, diese Wut in Proteste umzusetzen.

In den spartanisch eingerichteten Büroräumen herrscht hektische Betriebsamkeit. Ständig klingeln die Telefone. Die Führer des Jugendkongresses sind derzeit sehr gefragt, sie gelten als Vertreter einer neuen Generation von Tibetern. Einer Generation, die sich vom Kurs des Dalai Lama abwendet. Die nicht mehr an den Erfolg seiner gewaltfreien Politik glaubt. Die in den militanten Widerstand abdriften könnte.

Tenzin Norsang spricht sanft und ruhig. Er sitzt auf einem weißen Plastikstuhl, in Jeans, Hemd und schwarzen Latschen, nippt an seinem Buttertee, dem tibetischen Nationalgetränk. Der Tee ist salzig, „sehr gesund“, sagt Norsang.

Wie viele Exiltibeter seiner Generation wurde Tenzin Norsang in Indien geboren. Tibet, das Land, das er seine Heimat nennt und für das er kämpft, hat er nie gesehen. Seine Eltern flohen von dort, 1959, nach dem gescheiterten Aufstand gegen die Chinesen. Und wie viele seiner Altersgenossen hat Norsang Angst davor, dass ihnen die Zeit davonläuft. Dass Gewaltlosigkeit falsch ist und der Dalai Lama gescheitert. China sei dabei, die Tibeter zur Minderheit in ihrer Heimat zu machen, ihre Kultur und Sprache auszulöschen, fürchtet er. Norsang fühlt sich zum ohnmächtigen Zuseher verdammt.

Ist es also tatsächlich so, wendet sich die Jugend vom Dalai Lama ab und radikalisiert sich? Tenzin Norsang zögert, sucht nach Worten. Bis heute ist die Autorität des Dalai Lama über alles erhaben. Niemand würde ihn offen kritisieren, schon gar nicht einem Ausländer gegenüber. Selbst jene, die politisch anders denken, würden nie an seiner Rolle als ihrem spirituellen Führer zweifeln. Und schon gar niemand will in diesen Tagen die Einheit der Tibeter in Frage stellen.

Man muss zwischen den Zeilen lesen, um das Ungesagte zu verstehen. „Wir müssen den Menschen eine neue Richtung geben“, sagt Norsang. Der Dalai



Die einst stillen Straßen sind angefüllt von Schreien, der Dalai Lama ist erschüttert und die Jugend zerfressen von Wut und Ohnmacht: Die Verwandlung von Dharamsala, der Hauptstadt der Tibetflüchtlinge



Galerie der Gewalt. In Dharamsala, dem Sitz des Dalai Lama in Indien, betrachtet ein Mönch Fotografien tibetischer Opfer der Ausschreitungen.

Foto: Reuters

**Er hat sich den Kopf geschoren – aus Solidarität, sagt er**

# Das schreckliche Heimweh

Lama werde immer ihr spiritueller Führer bleiben, aber die Tibeter seien der Demokratie verpflichtet. Und das bedeute, dass sie politisch auch andere Ansichten vertreten könnten als er.

Dessen Forderung nach tibetischer Autonomie innerhalb Chinas geht den Jungen nicht weit genug. Sie träumen von einem unabhängigen Staat Tibet. Und manche spielen in Gedanken längst auch mit Anschlägen und Sabotageakten oder gar einem Guerilla-Krieg gegen die chinesischen Herrscher.

Später, am kleinen Flughafen von Dharamsala, läuft er dann an uns vorbei, Tenzin Gyatso, Seine Heiligkeit, der 14. Dalai Lama. Man könnte ihn leicht übersehen, so selbstverständlich bewegt er sich zwischen den anderen Reisenden. Wie alle nimmt er den einzigen Linienflug, der Dharamsala einmal am Tag mit Delhi verbindet, geht über das Rollfeld zu der alten Propellermaschine, zum Schutz vor der Sonne hält einer seiner Begleiter einen Schirm über ihn. Als er einsteigt, dreht er sich nochmals um und dankt seinen Begleitern mit gefalteten Händen und diesem Lächeln, das ganz tief von innen zu kommen scheint.

Er ist die Seele und das Herz von Dharamsala. Sechs Monate im Jahr lebt er hier, sechs Monate reist er als Botschafter Tibets durch die Welt. In jedem Geschäft, jedem Gebäude hängt sein Foto. Viele Söhne werden nach ihm Tenzin genannt. Der Bauernjunge, der als Zweijähriger nach alten Ritualen zum Dalai Lama erwählt wurde, hat viel auf sich genommen und viel erreicht, er hat den tibetischen Buddhismus zu einer Weltmarke gemacht, er hat den Anliegen der Tibeter ein Gesicht und eine Stimme gegeben. Doch die Geschehnisse der letzten Wochen haben auch ihn aus der Fassung gebracht. Nie hätten sie ihr Oberhaupt so aufgewühlt, so erschüttert gesehen wie heute, sagen die Menschen.

Gerade 23 Jahre alt war der Mönch, als er nach dem gescheiterten Aufstand 1959 in einem wochenlangen Marsch über die Berge aus Tibet floh. 80 000 Tibeter folgten ihm ins Exil. Indien gewährte ihnen damals Zuflucht. Sie durften in Dharamsala eine Exilregierung errichten, mit eigenem Parlament, mit Ministern, einem Ministerpräsidenten und einem Radiosender. Sie befasste sich vor allem mit den Belangen

der rund 100 000 Exiltibeter in Indien, sie unterhält Schulen, es gibt ein eigenes Gesundheitswesen und eine eigene Besetzung Tibets durch China.

„Wir sind Indien zutiefst dankbar“, sagen die Menschen. Trotzdem ist das Zusammenleben nicht immer einfach. Es gibt Spannungen und auch handfeste Auseinandersetzungen, sagen die Leute. Aber man möchte nicht zitiert werden. Bis heute sind den Exiltibetern viele Jobs verwehrt. Und auch die Kulturen sind verschieden. Der Umgang zwischen den Geschlechtern zum Beispiel ist bei den Tibetern entspannter, Frauen sind angesehener. Dennoch, die kulturelle Eigenständigkeit der Tibeter wird nicht angetastet.

Zu den Hütern der tibetischen Kultur gehört auch das Kinderflüchtlingsdorf, das sich oberhalb von Dharamsala an den Berghang schmiegt. Zentrum der Siedlung mit ihren Klassenzimmern, Sportplätzen, Schlaf- und Wohnhäusern und Kantinen ist ein großer Sandplatz. Unter der Mittagssonne spielen hier einige jugendliche Fußball, ein paar Meter weiter trainieren andere Basketball.

Der kleine Tenzin Tsering schaut mit großen Augen verwirrt zu. Erkennt weder die Namen noch die Regeln dieser Spiele. Und er versteht auch nicht, warum er in Dharamsala ist. Die orangefarbene Gesichtsfarbe weist ihn als Neuankömmling aus. Der Fünfjährige ist erst seit sechs Tagen hier, seine Eltern haben ihn hergebracht, von Tibet über die Berge, er ist ihr jüngster Sohn. In den Nächten sind sie marschiert, am Tage haben sie sich vor den chinesischen Häschern versteckt. Der Marsch sei anstrengend gewesen, sagt Tenzin, während er die Hände in der schmutzigen, roten Jogginghose versenkt.

Tenzin wird die nächsten Jahre hier bleiben und zur Schule gehen. Er wird in seiner Kultur aufwachsen, seine Lieder singen, seine Tänze lernen, seine Sprache sprechen. Er darf die Flagge Tibets schwenken und den Dalai Lama verehren. Das haben die Chinesen in Tibet ver-

boten. Tenzins Eltern sind wieder zurückkehrt, zu den anderen fünf Söhnen. Zu Hause habe er viel arbeiten müssen, das Vieh hüten und füttern, erzählt er.

Fünf solcher Kinderdörfer gibt es in Indien. Allein in Dharamsala leben und wohnen etwa 2000 Kinder. Die Älteren von ihnen wurden meist mit Fluchthelfern auf die lebensgefährliche Wanderung geschickt, die Jüngsten von ihren Eltern über die Berge getragen. Im Babyhaus des Kinderdorfs gibt es gerade Mit-

tagessen. Hier wohnen die Kleinsten. Drei so genannte Hausmütter kümmern sich um die 12 Jungen und 13 Mädchen. Das Jüngste ist noch ein Säugling.

Tenzin, der Fünfjährige, sagt, dass er seine Eltern vermisst. Niemand kann sagen, ob er sie je wieder sieht. Vielleicht wird er eines Tages nach Tibet zurückkehren. Vielleicht bleibt er aber auch für immer ein Auslandstibeter, ein Entwurzelter, der von der verlorenen Heimat träumt.

Wie Tenzin Norsang. Er will nichts davon wissen, dass die Tibeter einen Kampf von gestern führen, eine längst verlorene Schlacht schlagen. Er will nicht glauben, dass die Welt ihnen nicht helfen wird, weil es sich keiner mit China verschmerzen will. Dass China Tibet vielleicht niemals hergeben wird, egal ob die Tibeter mit Gewalt oder friedlich für ihre Heimat kämpfen. „Ich bin nicht in Tibet geboren. Aber ich werde in Tibet sterben“, sagt Tenzin Norsang. „Oder für Tibet.“

**Den Jüngsten geben sie ins Heim. Wenigstens einer soll frei sein**

## Meister der Präzision

Dietrich Tietz, einer der letzten Schreibmaschinen-Mechaniker Berlins, ist tot

Vor einigen Wochen, am 2. März, erschien an dieser Stelle unter dem Titel „Der Letterman“ eine Geschichte über Dietrich Tietz. Es war die Geschichte eines schweigsamen, schroffen, unverstellten Mannes, eines Mannes, der Fremden gegenüber wenig von sich preisgab, und selbst dann kaum über seine Arbeit sprach, wenn ihn jemand danach fragte. Dabei war das, was er tat, berichtenswert. Denn Dietrich Tietz, hatte sich ganz einem Gewerbe verschrieben, das in den vergangenen Jahren immer unbedeutender zu werden schien: In seinem Laden reparierte er Schreibmaschinen und handelte mit ihnen. Als Mechaniker war er einer der Letzten seines Fachs.



Mann des Wortes. Dietrich Tietz in seinem Laden in Berlin-Friedenau. Foto: Mike Wolff

Nach dem Erscheinen der Geschichte im Tagesspiegel war die Resonanz gewaltig. Leser aus ganz Deutschland schrieben oder riefen an, weil sie ihre Maschinen von Dietrich Tietz reparieren lassen wollten. Viele suchten seinen Laden in Berlin-Friedenau auf – und standen dort vor verschlossenen Türen. Der 73 Jahre alte Dietrich Tietz hatte sein Geschäft am 3. März nicht aufgeschlossen, ebenso wie er es an den Tagen darauf nicht tat.

Dietrich Tietz, so hat die Redaktion inzwischen erfahren, ist in seiner Wohnung gestorben – wahrscheinlich am Tag der Veröffentlichung. Den Artikel über ihn, so sagen seine Angehörigen, hat er wohl nicht mehr gelesen. Tsp

## 4 Jahre keine Zinsen!

0% Zinsen bei 48 Monaten Laufzeit\*

Ratenkauf

### 48 x 35.-

### 1680.-

Lieferpreis inkl. Skonto

Art.-Nr. 10404387

# 115

## Jahre

### Jubiläum

Moderne, hochwertige Ledergarnitur im italienischen Stil, alle Rücken echt, bestehend aus: Dreisitzer, Zweisitzer, Sessel, in vielen weiteren Farben lieferbar, B 209/163/111 H 92 T 96 cm

\*Ab einem Einkaufswert von 498.-

## 249.-

339.-  
Art.-Nr. 985561  
Abholpreis!

Inklusive hochwertiger Abdeckhaube!

Strandkorb, Geflecht: weiß PE, Stoff: blau/weiß

Möbel Kraft GmbH & Co. KG • Frankfurter Chaussee 50 • 15370 Vogelsdorf • Tel.: 033439-70-0  
Möbel Kraft GmbH & Co. KG • Sachsenlamme 20 • 10829 Berlin • Tel.: 030-76107-335  
Öffnungszeiten: Mo.-Sa. 9-20 Uhr, So. 12-17 Uhr Besichtigung (keine Beratung, kein Verkauf)  
www.moebel-kraft.de

Poulardenbrust in einer Sweet&Sour-Sauce mit Chinagemüse und Reis

pro Portion nur

## 2.50

(nur gegen Abgabe dieses Coupons, für Sie und eine Begleitperson – gültig bis zum 29.03.2008)

# MÖBEL KRAFT

## Qualität seit 1893.

Angebote ohne Diskontierung. Gültig bis zum 29.03.2008. Alle Maße sind ca. Angaben. Möbelausstattungen, Interieur und Liefermöglichkeiten vorbehalten.